MÜLLER-GUTTENBRUNN
DIE LECTURE DES
VOLKES

Die

Lectüre des Volkes.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Volksausgabe

von Heft IX der

Flugschriften einer litterarisch-künstlerischen Gesellschaft

GEGEN DEN STROM.

(Preis 12 kr. 10 Exemplare 1 fl.)

Sechstes Tausend.

WIEN 1886.
VERLAG VON CARL GRAESER
I. Akademiestrasse 2b.

Vorbemerkung.

Es ist dieser Streitschrift gelungen, die Aufmerksamkeit der Regierung, des Parlamentes und der gesammten Oeffentlichkeit auf eine Frage zu lenken, die bisher ziemlich unbeachtet blieb, auf die Frage: Was liest das Volk? Und eine Bewegung ist entstanden, die eine Läuterung der Volkslectüre anstrebt und die mit einiger Sicherheit darauf rechnen kann, dass Parlament und Regierung sich vereinigen werden zur Schaffung eines Gesetzes, welches diesen edlen Bestrebungen zu Statten kommen, sie kräftigen wird. Auch ist bereits eine Gesellschaft in der Bildung begriffen, welche ihre Thätigkeit, gute Bücher in den weitesten Kreisen des Volkes zu verbreiten, unter dem Schutze jenes Gesetzes baldigst beginnen zu können hofft. Doch um dieser verheissungsvollen Thätigkeit die Bahn zu ebnen, ist es nöthig geworden, der Flugschrift: „Die Lectüre des Volkes" die denkbar grösste Verbreitung zu sichern. Dies soll durch diese billige Volksausgabe derselben erreicht werden. Es ist durchaus nothwendig, dass Licht in dieser Frage auch in jenen Kreisen verbreitet werde, die zunächst durch sie betroffen sind. Nur wenn die Erkenntniss von der Niederträchtigkeit jener „Volksbücher", die jetzt so viel gelesen werden, im Volke selbst aufdämmert, kann an eine segensreiche Wirksamkeit von unserer Seite gedacht werden. Mögen alle gemeinnützigen Vereine, Fabriksherren, Lehrer und sonstige Freunde des Volkes das Ihre beitragen zur Erweckung jener Erkenntniss durch Verbreitung dieser Flugschrift.

Wien, im April 1886.

Der Verfasser.

DIE LECTÜRE DES VOLKES.

Von

Adam Müller-Guttenbrunn.

Seitdem die Buchdruckerkunst die Leuchte der Bildung, die vordem nur Wenigen gestrahlt, siegreich über den Erdkreis trägt, seitdem nicht blos wenige Tausende, sondern die Millionen lesen, beschäftigt die Gesetzgeber unaufhörlich die Sorge um unser geistiges Wohl, die Frage nach der Lectüre des Volkes — denn das, was die Herren der Welt unser geistiges Wohl nennen, das scheint ihnen die sicherste Gewähr für ihr materielles zu bieten. Das Schiller'sche Wort: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" ist so alt wie die staatenbildende Menschheit, und es hatte immer einen üblen Klang für Fürsten-, Priester- und Ministerohren. Doch was ist dieses Wort im Vergleiche mit dem mächtigen Schlachtruf unseres Jahrhunderts: „Geben Sie Pressfreiheit!" Alle Throne schienen zu wanken, als diese Forderung zuerst durch die Welt hallte. Und siehe, man gab den Völkern die Freiheit des Gedankens, doch die Herren der Welt blieben, was sie waren, man gewährte uns Pressfreiheit, und die Throne stehen fester als je — am festesten dort, wo die Freiheit der Presse eine unbeschränkte, durch keine Polizeigewalt verkümmerte, wo man Worte als Worte ansieht und nichts straft, als die That. Und diese Erscheinung ist eine ganz natürliche. Durch die immer weiter greifende geistige Durchdringung der Völker wurden neue Kräfte in denselben geweckt, ist gewissermassen die chemische Zusammensetzung der Menschheit eine andere geworden, und ein Fluidum, demjenigen der Elektricität vergleichbar, erfüllt die Geister der Massen. Nur ein ununterbrochener Ausgleich der Kräfte kann diese elementaren Gewalten bändigen, jede Hemmung derselben berührt uns heute wie die Verletzung eines Naturgesetzes.

Man hat die edle Kunst Gutenberg's lange Zeit hindurch blos die „schwarze Kunst" genannt, und zu den schlimmstbehandelten Menschenkindern der modernen Welt gehören unzweifelhaft jene armen Teufel, die sich zuerst in den Dienst dieser geheimnissvollen Kunst gestellt und für die Verbreitung ihrer Wunderwerke thätig waren. Das unmittelbare Geschöpf des Buchdrucks war der Colporteur. Derselbe wanderte mit seiner Waare von Dorf zu Dorf, von Messe zu Messe, er drang in die hochgelegenen Ritterburgen, kehrte in den Klöstern der Mönche ein und bot in den Städten auf offenem Markte seine frommen Tractätlein und weltlichen Dinge feil. Und das Verhängniss folgte ihm überall hin. In den deutschen Reichsstädten spannte man ihn häufig in den Bock, manch kleiner Landesvater warf ihn in den Thurm seiner Burg, in Bayern folterte man ihn und in Sachsen wurden einige Colporteure geköpft. Am gründlichsten verfuhr man aber in Oesterreich gegen die neue Landplage — da wurden diese armen Burschen theils gehängt oder verbrannt, theils in die Donau geworfen. Und es half alles nichts. Ein halbes Jahrhundert nach Fertigstellung der ersten gedruckten Bibel sehen wir bereits die ersten sesshaften Buchhändler ihr anerkanntes bürgerliches Gewerbe betreiben, der Colporteur aber stirbt nicht aus, er spielt in bewegten Zeiten theils im Dienste, theils als Concurrent des gesetzlich anerkannten Buchhandels die grösste Rolle, und er entfaltet gerade in unseren Tagen der buchhändlerischen Massenerzeugung wieder eine erhöhte Thätigkeit. Der Colporteur ist der allgegenwärtige Culturträger unserer Zeit, er ist eine mächtige Waffe im Dienste der Aufklärung, er trägt den Segen der Wissenschaft, die Werke der Kunst und Literatur in die entlegensten Winkel der bewohnten Erde, und was er Gutes stiften kann und seit Jahrhunderten gestiftet hat, ist unermesslich. Aber ebenso unermesslich ist das Unheil, das er anzurichten vermag, wenn die niedere Gewinnsucht bildungsloser Speculanten sich seiner bemächtigt, wenn er im Dienste der Gemeinheit und Rohheit Einzelner wirkt und die böse Saat einer entsittlichenden Afterliteratur in jene tiefen Schichten der Bevölkerung streut, wohin die guten Bücher, die ihr das Gegengewicht halten könnten, nur spärlich oder gar nicht dringen.

Dieser Erkenntniss verdankt eine Bewegung ihre Entstehung, die gegen den Colportagebuchhandel gerichtet ist und die sich bereits über ganz Europa und Amerika erstreckt — nur an Oesterreich, diesem einst so grimmigen Erbfeinde

der Colporteure, ist dieselbe bisher spurlos vorübergegangen. In Frankreich, dem Vaterlande Zola's, wurde bereits 1881 ein Gesetz angenommen, das die strenge Ueberwachung der Colporteure anordnet und sie verpflichtet, stets ein genaues Verzeichniss ihrer Drucksachen mit sich zu führen, um es in jedem Orte der Behörde vorzulegen; in Amerika will man Jedermann mit Geld oder Gefängniss bestrafen, der gewisse Romane oder sonstige Schriften unzüchtigen Inhalts an einen Minderjährigen verkauft, und in Deutschland gab es vor drei Jahren eine grosse Parlamentsdebatte über Schund- und Schandliteratur, zu deren Bekämpfung die Regierung einen Gesetzentwurf eingebracht hatte, der ans Ungeheuerliche grenzte — der Colportagebuchhandel sollte nämlich ganz unterdrückt werden.

Und für dieses Gesetz traten nicht nur Parlamentarier von den sattsam bekannten Eigenschaften des Herrn Hofpredigers Stöcker ein, auch ernste Männer der Wissenschaft liessen sich hinreissen, dasselbe zu vertheidigen, und die Fortschrittsmänner des deutschen Reichstages mussten all ihre Kräfte aufbieten, um das Gesetz in dieser schroffen Fassung zu Fall zu bringen. In welcher Form es angenommen wurde, das wird uns später beschäftigen.

Es müssen schwere Sünden sein, die der moderne Colportagebuchhandel begangen, wenn ein solches Strafgericht über ihn hereinbrechen konnte.

Ein Verbot des Colportagehandels würde heissen: von den nahezu 6000 Buchhandlungen, die Deutschland und Oesterreich aufweisen, sind 1100 zu schliessen, denn so viel leben ausschliesslich von der Colportage, und zwar nicht blos von derjenigen mit schlechten Büchern. Es ist im deutschen Reichstag nachgewiesen worden, dass der Colportagehandel vom Meyer'schen Conversationslexikon, das in 145.000 Exemplaren verbreitet ist, zwei Drittel abgesetzt hat. Ebenso von Brehm's Thierleben, ein Werk, dessen Kosten für Druck, Papier und Honorar allein 2 Millionen Mark betragen haben, und ganz dasselbe gilt von der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, deren erste Auflage ein Capital von 1,350.000 Mark verschlang. Man muss sich das alles vor Augen halten, wenn man von den Schattenseiten und schädlichen Auswüchsen des Colportagehandels reden will, um sich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, um nicht ungerecht zu werden. Eines kann man getrost aussprechen: Gerade die 1100 Buchhandlungen, die sich in Deutschland und Oesterreich ausschliesslich mit Colportage befassen, sind

die Buchhandlungen des Volkes, sie sind die Quellen, aus denen die Millionen ihren Wissensdurst stillen, ihre Unterhaltungslust, ihr Sensationsbedürfniss befriedigen; und wem daran gelegen ist, einen tiefgehenden Einfluss auf das Volk zu gewinnen, der darf diese Quellen nicht verstopfen, der muss dieselben sich dienstbar zu machen suchen. Die Lectüre des Volkes ist ein hochwichtiger Factor in unserer Zeit, und weder der Staat, noch die Gesellschaft sollte ihn unterschätzen. Der Staat thut dies auch nicht, nur ist die Art, wie er sich dieser Sache annimmt, höchst ungeschickt. Er leiht seinen mächtigen Arm meist ungenügend gebildeten Organen, und wir finden die plumpe Hand des urtheilslosen Polizisten immer dort, wo sie nichts zu schaffen hat. Der Gesellschaft aber fehlt es zum grossen Theile an der Kenntniss dessen, was unter ihrem Gesichtskreis vorgeht, oder sie hat kein Verständniss dafür.

Unter den 50 Millionen Deutschen, die in Deutschland und Oesterreich sesshaft sind, können etwa 90 Procent lesen und schreiben, 4 Procent lesen, aber nicht schreiben, und nur 6 Procent weder lesen, noch schreiben. Es wird also kaum nöthig sein, von den Analphabeten zu sprechen. Von diesen 50 Millionen Deutschen dürften sich etwa zwanzig damit begnügen, wenn sie sechs Tage der Woche im Schweisse ihres Angesichtes gearbeitet, am siebenten das Gebetbuch, die Bibel oder den Kalender zu lesen. Diese 20 Millionen bilden die träge Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung, die an der Scholle haftet und durch nichts aufzurütteln ist; die übrigen 30 Millionen theilen sich in die Lectüre der in Deutschland und Oesterreich erscheinenden 6000 deutschen Zeitungen (darunter etwa 1000 Tagesblätter) und in die Bewältigung des Büchermarktes, der jährlich ich weiss nicht wie viel Nummern aufweist. Von diesen 30 Millionen aber lesen kaum zehn die besseren Zeitungen, die anständige Belletristik der sogenannten Familienblätter und die wissenschaftlichen Erscheinungen, und ich wage nicht die Behauptung aufzustellen, dass mehr als zwei Millionen von ihnen den Faust lesen und die wahrhaft edlen Werke unserer Literatur kennen. Von diesen zwei Millionen hält kaum die Hälfte Schritt mit der Entwickelung unseres guten modernen Schriftthums. Die übrigen 20 Millionen aber — also der bewegliche Theil der Volksmasse, mit dem der Staat gar sehr zu rechnen hat — lesen zum grössten Theil schlechte Zeitungen und schlechte Schriften überhaupt. Diese schlechten Schriften zerfallen in verschiedene Gruppen. Obenan stehen: die verrohte Volkspresse und die belletristische Schund-

und Schandliteratur, die mit den gemeinsten Trieben der Massen rechnet und die wir unter der Bezeichnung „Colportageromane" kennen; ihnen reiht sich die unter dem Schutze religiöser Gesellschaften stehende Literatur an, welche den wahnwitzigsten Aberglauben im Volke nährt. Dann folgen als anmuthige Arabesken zu diesen Säulen unseres schlechten Schriftthums die socialistische Belletristik, die grösstentheils von überspannten Frauenzimmern herrührt und die hirnverbrannten Ideen von der freien Liebe im freien Staate und Aehnliches predigt, und schliesslich die für die Jugend berechneten massenhaften Indianergeschichten, die nicht wenig beitragen zur Verrohung der Gemüther, zur Ueberhitzung der Phantasie in unserer Knabenwelt.

Unter den verderblichen Volksblättern stehen die illustrirten obenan. Während die anderen sich damit begnügen, Mord, Todtschlag, Verbrechen und Unglücksfälle jeder Art blos in aufregenden Worten zu schildern, stellen diese stets die grauenhaftesten Momente von Allem bildlich dar. Dabei machen ihre Zeichner von der den Künstlern eingeräumten Freiheit immer in der ausgedehntesten Weise Gebrauch. Ob eine Unglückliche verzweifelt vor einem Crucifix liegt oder sich unter die heranbrausende Locomotive wirft, sie wird dies stets im blossen Hemde thun und der Mond beleuchtet ihre schwellenden Formen. Ist gerade die Impffrage auf der Tagesordnung, so wird an einem üppigen Mädchen mit völlig entblösstem Oberkörper und in Gegenwart von Männern die Operation dargestellt. Bricht wo ein Feuer aus, so sieht der Zeichner nichts als die halbnackten Weiber, die die Flucht ergreifen, und brennt in Amerika einmal eine Badeanstalt ab, dann feiert der Stift dieser „Künstler" wahre Orgien, denn diese Badeanstalt war natürlich ein Frauenbad. Amerika ist überhaupt ein beliebter Schauplatz für all die in diesen Blättern bildlich dargestellten Schauergeschichten. Alles Bestialische, das in der Welt vorgeht (oder nöthigenfalls erfunden werden kann), findet in diesen Sudelblättern seine Verherrlichung, und zwar stets mit einem Beisatz von Frömmelei und Lüsternheit. Nebenher laufen Romane der rohesten Art, deren Verfasser an Niedrigkeit der Gesinnung und Unbildung häufig tiefer stehen als jene Kreise, in welchen diese Erzählungen gelesen werden. Der Verfasser ist aber immer als einer der ersten Tagesschriftsteller angekündigt, und doch macht ihn nichts als seine auf das Grauenhafte gedrillte und überhitzte Phantasie zum Schriftsteller, und die Schriftsetzer einer Druckerei kommen häufig in die

Lage, die Werke eines solchen Schriftstellers erst mit der Rechtschreibung in Einklang bringen zu müssen. „Das Brandmal des Fluches" heisst einer dieser Romane, dessen Einleitung typisch ist für die ganze Gattung: Die Magd geht des Morgens Einkäufe machen, doch als sie nach Hause kommt, sieht sie in ihrem Marktkorb bei „Kohl und Ruben" einen kleinen, in „feine Spitzen" gehüllten Buben zappeln. Derselbe hat natürlich an einer Stelle seines Körpers ein braunes Mal, und seine Wäsche ist mit einer Krone gezeichnet. Nach dieser Einführung kommen wir zum ersten Capitel. Es heisst „Das unheimliche Haus" und beginnt dem entsprechend. Nun tritt auch der Illustrator bereits in Thätigkeit, und die Textstelle, die ihn zu seinem ersten Bilde begeistert, lautet „Bleib steh'n, Schurke, sonst schiess' ich dich nieder!" Man kann sich das Bild, das zu diesem Satze gehört, leicht vergegenwärtigen, und auch den Styl, in welchem der Roman weitergeführt ist. Dass diese Zeitungen stets das Neueste und Sensationellste zu bieten wissen, ist selbstverständlich und mit Eifersucht wachen sie darüber, dass sie von den vornehmen Blättern in keiner Weise übertrumpft werden. Alles, was diese thun, ahmen sie in ihrem Style nach. Bringt die „Leipziger Illustrirte Zeitung" das Bild eines bekannt gewordenen Schiffbruches, so stellt ein solches Blatt jenen Moment dieses Unglücksfalles dar, wo die Landleute an den ans Ufer geschwemmten Ertrunkenen ihre Rettungsversuche machen: sie stellen die Leichen auf den Kopf, damit ihnen das Wasser aus dem Munde rinne. Auf diesem grotesken Bilde geht es natürlich nicht ohne die üblichen weiblichen Enthüllungen ab und die Leichenräuber fehlen ebenfalls nicht.

Die Sitte der anständigen Familienblätter, die Handschriften bedeutender Männer in Facsimile zu bringen, ist selbstverständlich nicht ohne Nachahmung in diesen Niederungen der Zeitungsmacherei geblieben. Wenn die Handschrift irgend eines berüchtigten Mörders überhaupt aufzutreiben ist, wird sie von diesen Blättern sicherlich in Facsimile gebracht. Man könnte dagegen nicht einmal etwas Besonderes sagen, denn die graphologische „Wissenschaft" steht ja in unseren Tagen wieder in üppigster Blüthe und die Männer dieser — „Wissenschaft" werden aus Verbrecherhandschriften ja allerlei merkwürdige Schlüsse ziehen können. Aber wo soll man die Worte hernehmen, um die Niedrigkeit der Gesinnung zu kennzeichnen, die sich in Folgendem ausdrückt: Als der Frauenmörder Hugo Schenk das allgemeine Ent-

setzen wachrief und die Welt sich mit den grauenhaften Einzelheiten seines Processes beschäftigte, da gab es in Wien nicht nur Zeitungen, die Gedichte von Schenk veröffentlichten, die nicht von ihm herrührten, sondern in den betreffenden Redactionen gemacht worden waren; es gab sogar solche, die ihre Gunst auch dem Henker schenkten, dem die Ehre zugefallen war, Schenk und seinen Genossen Schlossarek hinzurichten. Die Rechnung, die der Scharfrichter über diese seine Amtshandlung dem Wiener Landesgerichte vorlegte, wurde photographirt und in Facsimile von einigen Blättern veröffentlicht. Dieselbe beginnt: „Rechnung für die von mir am heutigen Tage an die zwei Raubmörder Hugo Schenk und Karl Schlossarek vollzogene Todesstrafe." Und nun folgt eine Aufzählung aller Kostenpunkte: „Zwei Galgen verfertigen lassen, à fl. 7 macht fl. 14", „Zwei Arbeiter zur aufstelung beider Galgen fl. 3", „für meine Person die aufsicht dabei fl. 6", „für den volzug der zwei Todes Urtheile für meine Person à fl. 25, macht fl. 50." Was des Henkers „stelvertreter" und Gehilfen erhielten, was die Abnützung des Richtzeuges und die Abtragung der Galgen gekostet, alles findet man in diesem denkwürdigen Actenstück, das datirt ist: „Wienn am 23. Aprill 1884" und den kostbaren Namenszug des Wiener Scharfrichters trägt. Und die Blätter, die sich nicht entblödeten, dieses Document photographiren zu lassen, glaubten, „bei dem hohen Interesse, das der Process Schenk allenthalben findet, ihren Lesern diesen ausserordentlich interessanten Beitrag schuldig zu sein".

Wenn diese verrohte und die Gemüther verrohende Zeitungsliteratur im Dunkeln ihr Dasein fristen würde, wäre es kaum der Mühe werth, gegen sie aufzutreten. Aber das ist nicht der Fall. Unsere vornehmsten Tagesblätter schämen sich nicht, in regelmässigen Zwischenräumen in ihrem redactionellen Theile die schwungvollsten bezahlten Reclamen für diese Schandblätter zu bringen — von denen eines der gefährlichsten sich selbst das „Interessante"*) nennt — und

*) Der illustrative Inhalt einer einzigen Nummer dieses Schundblattes genügt, dasselbe zu kennzeichnen. Die erste Nummer im Februar d. J. enthält die Bilder:

Der Kampf mit Nihilisten in Petersburg. — Eine Schreckensscene auf dem Centralfriedhofe in New-York. — Der Transport von Schüblingen aus dem Wiener Polizei-Gefangenhaus. — Der Einsturz einer Schule in Pest. — Ein Kampf mit Walfischen. — Eine Erkennungsscene in der Pariser Morgue.

ihre Auflagen wachsen von Quartal zu Quartal, ihre Leser zählen nach Hunderttausenden. Selbstverständlich gehören diese Leser zumeist den tiefsten Schichten der Bevölkerung an, und dies ist kein mildernder, sondern ein erschwerender Umstand. Die Zunahme der Verbrecher und die häufige Wiederholung der Verbrechen, einer ganz bestimmten Art, sind direct auf den Umstand zurückzuführen, dass heutzutage ein wahrer Sport mit der Weiterverbreitung aller menschlichen Schandthaten getrieben wird. Das plötzliche Auftreten der vielen Lustmorde in den letzten Jahren in Deutschland und anderer Verbrechen, die sich wie eine Krankheit äusserten, hat dies zur Genüge bewiesen. Auch ist Francesconi, der Mörder des Wiener Briefträgers, ein schlagender Beweis dafür. Er selbst schöpfte die Anregung zu seiner That, wie wir wissen, aus einem Colportageroman; aber nur die ungeheure Verbreitung und Verherrlichung, die sein Verbrechen durch die Presse fand, zeugte seine zahlreichen Nachfolger. Es gab bekanntlich bald darnach Briefträgermorde oder doch Mordversuche an Briefträgern auf der ganzen Erde.

Mit dem Fall Francesconi wären wir nun bei einer der schlimmsten Arten von Volkslectüre angelangt, bei der niedersten Gattung der Belletristik, dem Colportageroman, dieser mächtigen Concurrenzliteratur jener Schandpresse, die wir bereits kennzeichneten. Vom Inhalte dieser Romane haben die gebildeten Kreise nur eine schwache Ahnung, von der Verbreitung derselben wissen sie nichts. Wir begnügen uns damit, zu lächeln oder zu spotten, wenn wir von Colportageromanen hören, wenn wir die verdächtigen Hefte bei unseren Dienstleuten, in Werkstätten oder Fabriken sehen. Und doch verdienen dieselben, sehr ernst genommen zu werden. All diese Romane sind nach dem von den Speculanten, die sie verbreiten, offen einbekannten Grundsatze verfasst: Das Volk will nicht unterhalten, es will aufgeregt sein. Darin liegt ja ein Körnchen Wahrheit. Es frägt sich nur, nach welcher Richtung hin diese Herren das Volk aufregen, mit welchen Mitteln sie dies thun und zu welchem Zweck? Die Antwort auf diese drei Fragen lautet vernichtend. Um Richtung und Mittel der Aufregung festzustellen, genügt in den meisten Fällen die Kenntniss des Titels und der Capitelüberschriften eines solchen Romanes. Da heisst einer z. B.: „Die arme Näherin oder des Mordes verdächtigt." Und die einzelnen Capitel: „Der Mord", „Der Fluch des Vaters", „Der Brandstifter", „Vom Tode erstanden", „In

Todesängsten", „Bei der Todtenwache" etc. etc. Und ein anderer: „Der Sträfling oder unschuldig verurtheilt." Einzelne Capitel: „Das Verbrechen", „Der Sträfling und seine Mutter", „Die Liebe des Verbrechers", „Das unheimliche Haus", „Büsserin und Schurke", „Der rothe Barthel", „Ein Messerstoss" etc. etc. Wenn man nun erwägt, dass in diesem blutrünstigen Style die Lebensschicksale einer unschuldig Verdächtigten und eines unschuldig Verurtheilten geschildert werden, wie müssen erst die wirklichen Verbrecherromane aussehen? Selbst die dem Titel nach ziemlich harmlos erscheinenden Colportageromane, z. B.: „Müllers Lieschen oder die Gräfin im Irrenhaus", „Das Geheimniss einer Frauenseele oder Engel und Dämonen" u. a. enthalten eine unglaubliche Fülle von Schandthaten. Nehmen wir beispielsweise einmal den Roman „Müllers Lieschen" zur Hand und blättern wir die ersten Hefte durch. Erstes Capitel: „Der Mörderhand — entrissen!" Am Abend eines Apriltages geht ein Mann am Gmundener See auf und ab. Er zankt sich mit einer alten Frau, die seine Unruhe merkt und ihren Grund ahnt. Er jagt sie fort. Eine Dame kommt zu Pferde. Der Mann macht ihr den Vorschlag, die wissende Alte ermorden zu lassen. Die „dämonische Comtesse" sagt: „Schweig davon!" — zieht einen Brief aus der Satteltasche, liest ihn und hält einen Monolog: „Es ist kein Zweifel mehr, er liebt sie" u. s. w. „Nein, Bruder Alfred, eine Müllerstochter darf den Namen Hohenbruck nicht tragen" u. s. w. Die Dame und der Bauer werden nach einigem Feilschen einig; um zwölftausend Gulden will derselbe die Müllerstochter beseitigen. Tausend Gulden erhält er Vorschuss . . . . Lieschen ist heute über dem See bei ihrer Pathin zu Besuch und soll dort übernachten.

Da erscheint in der Nacht ihr gedungener Mörder, weckt die Leute auf, sagt, der Müller sei plötzlich schwer erkrankt und wünsche sein einziges Kind zu sehen. Er gibt sich Lieschen als Nachbar ihres Vaters zu erkennen und sie folgt ihm willig. Natürlich ist ein furchtbares Wetter im Anzug und Sturm auf dem See. Aber Mathias ist ein guter Ruderer, er wirft nur Lieschen in das Wasser und hilft sich selbst hinüber. Graf Alfred reitet in der Sturmnacht selbstverständlich am Ufer spazieren. Da hört er den gellenden Hilferuf und sprengt mit seinem Ross sofort in den See. Das Thier geht unter, er aber schwimmt vorwärts, und während Mathias am Ufer seinem Gott inbrünstig dankt, dass das grosse Werk gelungen, rettet der Graf die Müllerstochter und bringt sie

unter pathetischen Redensarten zu ihren Eltern. Früh Morgens geht Mathias wieder am See auf und ab und wartet auf die dämonische Comtesse und seinen Sündenlohn. Sie kommt und knirscht mit den Zähnen vor Wuth: „Schurke!" Er antwortet: „Sie wollen mit mir handeln, Comtesse — so scheint's. Ich warf sie ins Wasser — bei Gott und allen Heiligen!" Sie zeigt ihm höhnisch das Geld (elftausend Gulden) und während sie es zählt, reitet sie langsam auf eine Anhöhe am Ufer. Er folgt. Seine Blicke hängen gierig an dem Gelde, schon greift er darnach, die böse Comtesse aber rennt ihn plötzlich mit dem Pferde an, er stürzt rücklings in den See und geht unter; das ist das erste Capitel. Das zweite heisst: „Schön Lieschen." Ein reicher Bauernbursche der Umgebung wirbt bei den Eltern Lieschens um ihre Hand. Man gibt ihm einen Korb, denn der edle Graf Alfred von Hohenbruck will das Müllergänschen heiraten. Der Bursche knirscht nun ebenfalls mit den Zähnen; da sieht er den Grafen kommen, der einen Führer ins Hochgebirg sucht zur morgigen Jagd. Der abgewiesene Freier erbietet sich dazu. An einem einsamen Ort erschiesst er den Grafen. Das ist das zweite Capitel. Das dritte heisst: „Der Schwur im Leichenhause." Als die Hofbäuerin erfuhr, dass ihr braver Sohn einen Grafen erschossen, traf sie der Schlag, sie fiel um und war todt. Und als man dem verhafteten Burschen gesagt, er habe seine Mutter getödtet, stürzt auch er hin und ist mausetodt. Im Leichenhause des Friedhofes werden Mutter und Sohn beigesetzt. Und gerade hier haben die Gräfin-Mutter, ihre Tochter und eine ihrer Creaturen sich um Mitternacht ein Stelldichein gegeben, hier tauschen diese Drei ihre schrecklichen Schwüre aus, alles daranzusetzen, dass Graf Alfred das Lieschen nicht heiratet, und müssten sie abermals einen Mörder dingen.

Man wird hier vielleicht verwundert fragen: Ist denn Graf Alfred nicht todt? Wie naiv! Das ist ja eines der hauptsächlichsten Kennzeichen des Colportageromans, dadurch eben unterscheidet sich die ideale Welt dieser Literatur von der wirklichen, dass ihre Todten immer wieder lebendig werden. Lieschen wurde in den See geworfen und gerettet, Mathias von der dämonischen Comtesse sogar hineingeritten, und doch wird er in einem späteren Capitel wieder auftreten; der Graf wurde im zweiten Capitel im Gebirge erschossen und stürzte in einen Abgrund, im dritten lebt er, der Bauernbursche fiel um und war todt, als er hörte, dass seine Mutter umgefallen war vor Schreck über seine That, und doch hört

er nun im Leichenhause den mitternächtigen Schwur der Gräfin-Mutter, der dämonischen Comtesse und ihres Spiessgesellen. Wie ist das alles möglich? Das eben ist die Frage. Der Colportage-Romanschriftsteller gebraucht das Wörtchen „todt" fast nie. Er lässt seine Leute auf die jämmerlichste Art zugrunde gehen, der Leser mag sie hundertmal verloren geben, der Autor ist weiser, er denkt an die Zukunft und reservirt sich die Scheintodten für alle Fälle. Wie leicht kann man eine Person wieder brauchen, und wie geheimnissvoll lässt ein Todtgeglaubter sich nicht verwerthen!

In diesen drei Capiteln, die charakteristisch sind für die ganze Gattung, ist also Folgendes vorgefallen:

1. Ein Vorschlag zu einem Meuchelmord an einer Greisin.
2. Ein Mordversuch an einem jungen Mädchen.
3. Ein Mord, den eine dämonische Comtesse an ihrem Vertrauten begangen.
4. Ein Mord, den ein abgewiesener an einem begünstigten Freier vollführt.
5. Zwei Schlaganfälle.
6. Ein Schwur, der den Vorsatz zu künftigen Mordthaten enthält.

Soll ich fortfahren mit der Erzählung dieses Romans? Ich beginne lieber mit einem neuen, und zwar mit dem obengenannten: „Das Geheimniss einer Frauenseele oder Engel und Dämonen." Erstes Capitel: „Das Flammenzeichen". Zwei Mordgesellen haben einen Mann, dessen geheimnissvolle Papiere sie rauben wollen, vergiftet. Er stirbt, aber seine Tochter wacht bei der Leiche, der Raub ist unmöglich. Deshalb legen sie Feuer im Haus und warten in der nächsten Branntweinschänke ab, bis Lärm erschallt. Das tritt alsbald ein und Einer von ihnen raubt während des Tumults die Papiere, der Andere unter dem Vorwande, es zu retten, das Mädchen, und der Todte verbrennt. Was will man mehr? Im ersten Capitel:

1. ein Giftmord;
2. eine Brandstiftung;
3. ein Mädchenraub;
4. ein Diebstahl von Documenten, und
5. eine Leichenverbrennung.

Soll ich fortfahren? Ich denke, das genügt vorläufig, um die Niederträchtigkeit einer Literatur zu kennzeichnen, mit der die Volksseele grundsätzlich und planmässig unter dem Schutze unserer Gesetze verpestet wird. Aber auch aus-

gebeutet, gebrandschatzt wird das Volk von den gewissenlosen Speculanten, die diese Schandliteratur verbreiten, und wir haben in Wien das Beispiel vor Augen, dass die Verleger dieser Schauerromane sich von den dem Volke erpressten Kreuzern geradezu bereichern. Wie das möglich ist? Von dem Ertrag der Romane allein würden sie sich allerdings keine Häuser bauen können, das erreichen sie nur durch den ungeheuren Prämienschwindel, den sie ganz offen betreiben, und durch Manipulationen anderer Art mit den Romanen selbst. Sie veröffentlichen denselben Roman häufig unter verschiedenen Titeln und combiniren die Herausgabe derselben untereinander so, dass sie fast alle doppelt und dreifach bezahlt erhalten. Auch verwenden sie dieselben Illustrationen zu den verschiedensten Romanen. Einige Beispiele werden dieses Vorgehen klar machen. Da ist z. B. der Roman: „Vom Bürgerhaus zum Kaiserthron." Derselbe ist wörtlich unter dem Titel: „Philippine Welser, die Bürgerstochter am Kaiserthron" im selben Verlage erschienen. Das Titelblatt nur ist geändert, um den ungebildeten Abnehmer leichter übertölpeln zu können. Während auf dem erstgenannten eine Kerkerscene das Titelblatt ziert, schmückt eine Uhr (die Prämie) das des letzteren. Es gehört mit zum Raffinement dieser Geschäftsgebarung, dass ein Roman selten allein ausgegeben wird, meistens werden zwei zusammengekoppelt. So z. B. werden die vier Romane: „Die Banditenbraut", „Die Genossen der Nacht", „Der verlorene Sohn" und „Zweimal gelebt" von der Verlagsbuchhandlung in folgender Weise combinirt: „Die Banditenbraut und Die Genossen der Nacht", „Der verlorene Sohn und Zweimal gelebt". Zweite Combination: „Die Banditenbraut und Zweimal gelebt", „Der verlorene Sohn und Die Genossen der Nacht". Ob auch die dritte und vierte Combination durchgeführt wurde, habe ich nicht mit Bestimmtheit erfahren können, d. h. ich besitze diese Ausgaben nicht. Dieselben sollen heissen: „Die Banditenbraut und Der verlorene Sohn" und „Zweimal gelebt und Die Genossen der Nacht". Wer nicht an die Schamlosigkeit glauben will, die sich in der viermaligen Ausgabe ein- und desselben Romans unter verschiedenen Bedingungen ausdrückt, der mag dies immerhin für einen Scherz halten und sich damit begnügen, blos an die zwei Combinationen zu glauben, die ich in Händen habe. Das reicht hin zur weiteren Beleuchtung dieses Gegenstandes.

Nehmen wir einmal eine dieser Combinationen vor, z. B. „Die Banditenbraut und Zweimal gelebt". Unter diesem Titel steht

gross und fett gedruckt: „Unsere Gratisprämien. Jeder Abonnent erhält zwei reizende Oelfarbendruckbilder und zum Schlusshefte gegen Rückgabe der Coupons von Nr. 26 bis Schluss eine hochfeine, elegante silberne Damenuhr sammt silberner Kette vollständig gratis!" Die beiden, so verlockend angekündigten Romane erscheinen in zwei Abtheilungen, jede in circa 28 Lieferungen, jede Lieferung in zwei Heften, das Heft zu 15 kr. Dieses „circa" wird selbstverständlich immer überschritten. Wenn wir nun diese Ueberschreitung blos mit zwei Lieferungen für jede Abtheilung veranschlagen, so besteht das ganze Werk aus 60 Lieferungen, also 120 Heften à 15 kr. Wie viel beträgt das? Ich denke, 18 fl., sage achtzehn Gulden für einen neuen und einen alten Colportageroman, denn der zweite ist fast immer alt. Beim fünfzehnten Heft wird die erste Gratisprämie ausgefolgt: „Die Brautfahrt am See". Dafür sind blos 78 kr. zu bezahlen. Der Ueberbringer erhält 15 kr., wohnt aber der Abnehmer ausserhalb Wiens, so sind noch 38 kr. an Verpackungsgebühr zu entrichten. Das macht 1 fl. 31 kr. Beim fünfundzwanzigsten Heft wiederholt sich ganz derselbe Vorgang mit der zweiten Prämie: „Die Fahrt zur Kindstaufe am See". Das macht also wieder 1 fl. 31 kr. Wohl gemerkt, wenn der Abnehmer keinen einzigen Coupon verloren hat. Jedes Heft hat seinen Coupon und für jeden, der etwa in Verlust gerathen, sind 5 kr. nachzubezahlen. Das alles steht ganz klein gedruckt auf der vorletzten Seite des Umschlags. Nun winkt noch immer die silberne Taschenuhr sammt Kette — freilich erst nach Abnahme von weiteren 95 Heften à 15 kr. Aber der kleine Mann, der wöchentlich seine zwei Hefte nimmt, berechnet sich das nicht, er denkt nur an die silberne Taschenuhr und nimmt den zweiten Roman weiter. Ihm ist zwar, als ob er diese zweite Geschichte schon vor Jahren gelesen hätte, aber er liest sie noch einmal. Seine Frau will schon lange eine Uhr und er kann ihr keine erwirthschaften. Was wird das für eine Freude sein! Endlich hat er es erreicht! Bis jetzt gab er bereits aus für die 120 Hefte, à 15 kr., 18 fl., und wenn er gar keinen Coupon verwarf, blos 2 fl. 62 kr. für die Gratisprämie. Nun hat er noch folgende Bedingungen zu erfüllen und die Uhr ist sein. Ich citire jetzt wörtlich: „Die Taschenuhr sammt Kette wird in einem eleganten Etui geliefert und sind dafür 60 kr. und an Zoll, Fracht und Puncirungsgebühr 1 fl. 95 kr. zu bezahlen. Für die silberne Damenuhr sammt silberner Damenkette ist ausser dieser Gebühr noch eine Mehrnachzahlung

von 95 kr. zu leisten." Also man merke wohl: zu jenen 18 fl. und 2 fl. 62 kr. sind nun noch 3 fl. 50 kr. zu leisten, das macht, wenn kein einziger der 120 Coupons fehlt, zusammen 24 fl. 12 kr.! Wenn man nun bedenkt, dass der zweite Roman nur noch einmal verwerthet werden konnte, weil eine silberne Uhr und eine silberne Kette versprochen wurden, so springt Einem das Betrügerische dieses Gebarens in die Augen. Wer die 95 Hefte à 15 kr. ganz weiter nahm, erhält schliesslich um 3 fl. 50 kr. ein erbärmliches kleines Uehrchen aus schlechtestem Silber, das er um denselben Preis überall beziehen kann. Wer aber nur 30, 50, 60 Hefte nahm und es doch bereute, oder die wöchentliche Zahlung plötzlich nicht mehr leisten kann? Und wer sämmtliche 95 Hefte nahm, zum Schluss aber die Summe von 3 fl. 50 kr. für die Gratisprämie nicht aufbringt?

Und in dieser Lage wird wohl die Mehrzahl der armen Leute sein, die solche Romane kaufen und lesen. Der Verleger hat also für einen schon verwertheten Roman den ärmsten Classen der Bevölkerung unter Vorspiegelung eines Gewinnes ein zweitesmal ein ungeheueres Geld abgepresst, und seine Gratis-Prämie bleibt ihm schliesslich in der Tasche. Sicherlich darf man annehmen, dass 80 Procent der Käufer des Romanes die Uhr nicht beziehen können.

Dies alles geschieht in einem Rechtsstaate, unter dem Schutze der Gesetze und in einer Zeit, in der die grossen Politiker die Phrase vom „kleinen Manne" fortwährend im Munde führen. Diese nichtswürdige Literatur, die die Volksseele vergiftet, die Gemüther verroht und verthiert, ist auch noch zu einem Object der Volksbewucherung geworden. Ich kenne wahrhaftig keine schlimmeren Blutsauger, als die Speculanten in dieser Literatur, die Händler mit solchen Prämien. Und man glaube nur ja nicht, dass meine Darlegung blos für den einzelnen Fall passt. Hunderte solcher Romane werden unter denselben Bezugsbedingungen colportirt, die Verleger errichten sich eigene Bilderrahmen-Fabriken, sie treiben Uhren-, Lampen- und „Porzellan"-Geschirrhandel im grossen Styl und eine Wiener Firma gibt ihre Romane zu gleicher Zeit in deutscher, czechischer, italienischer und magyarischer Sprache heraus — sie bewuchert alle Völker Oesterreichs mit gleicher Liebe. Für manchen ihrer Romane lässt sie jeden Abnehmer von ihrem Hausmaler sogar gratis in Oel malen. Das Heft einer solchen Romancombination (z. B. „Hochmuth und Knechtschaft und das Leben ein Traum") kostet allerdings 25 kr. und jeder fehlende Coupon wird

mit 15 kr. berechnet; aber wer möchte seine Lieben nicht gratis in Oel porträtirt haben? Und dieses „Gratis" kostet hier wirklich für ein Bild blos 1 fl. 15 kr. sammt Bringerlohn, und man erhält das erste Porträt bereits beim 30. Heft! Der Rahmen, der aus der Fabrik des Verlegers geliefert wird, ist ebenfalls spottbillig — 2 fl. 25 kr. Diese Manipulation gleicht genau jener anderen, die ich oben des Breiteren dargelegt habe, und dieselbe wiederholt sich in hundert Fällen.*)

Dieses schamlose Treiben hauptsächlich war es, das die Frage der Colportageliteratur vor drei Jahren in Deutschland vor das Parlament brachte, und hier ist nun der Ort es auszusprechen, dass in Deutschland damals ein Gesetz geschaffen wurde, welches den Prämienschwindel vollständig verbietet. Dadurch traf man die ganze Colportageliteratur ins Herz. Ich habe mir von allen Enden Deutschlands von Buchhändlern über die Wirkung des neuen Gesetzes berichten lassen und von überall dieselbe Auskunft erhalten: Dieses Gesetz hat segensreich gewirkt, indem es den eigentlichen Colportagebuchhandel auf eine solidere Basis gestellt und Schwindelunternehmungen zu Fall gebracht hat. Gegen manche allzu harte Bestimmung des Gesetzes und gegen die strenge behördliche Ueberwachung, der die Colportageliteratur seit drei Jahren in Deutschland unterliegt, lehnen sich zwar einige dieser Buchhändlerstimmen auf, die Abschaffung des Prämienschwindels aber billigen alle ohne Ausnahme. Und es ist hoch an der Zeit, auch in Oesterreich dieser nichtswürdigen Volksbewucherung ein Ende zu bereiten! Nirgends in Deutschland hatte das Uebel verderblichere Formen angenommen als bei uns und doch ging die grosse Bewegung gegen die Colportageliteratur vor drei Jahren spurlos an Oesterreich vorüber. Sitzt denn kein einziger Mann in unserem Abgeordnetenhause, der über die Lectüre des Volkes nachgedacht, der an die Lösung dieser wahrhaft sittlichen Frage denkt? Will die Opposition warten, bis ihr die Regierung in einer so volksthümlichen Angelegenheit zuvorkommt und dem

*) Mit der Abnahme eines einzigen Romanes wird das Volk häufig zu einer Ausgabe von mehr als 20 fl. verleitet. Das kann z. B. nachgewiesen werden bei dem bereits erwähnten Roman: „Vom Bürgerhaus zum Kaiserthron", der auch unter dem Titel: „Philippine Welser oder die Bürgerstochter am Kaiserthron" (das Heft 20 kr.) colportirt wird. Dass die beiden Titel dieses Romans eine geschichtliche Unwahrheit enthalten, da Philippine Welser niemals auf dem Kaiserthrone sass, sei hier nur nebenbei bemerkt.

Hause ein Gesetz vorlegt, das demjenigen der deutschen Regierung in seiner ersten Fassung gleicht? Dann dürfte es für die Minorität zu spät sein, einen bestimmenden Einfluss auf ein Gesetz auszuüben, das in der Hand der jetzigen Majorität leicht zu einem bildungsfeindlichen werden könnte.

Wem die Bedeutung dieser Angelegenheit nach Allem, was ich bisher an Thatsächlichem vorgebracht, noch nicht einleuchten sollte, der halte sich blos Eines vor Augen: Die besten deutschen Bücher erscheinen in der Regel in einer Auflage von 1000 Exemplaren auf dem Markte, die geringste Auflage des Colportageromanes aber beträgt das Zehnfache und es ist etwas ganz Gewöhnliches, wenn ein solches Schandwerk in 50.000 Exemplaren verbreitet wird. Der Schauerroman „Hugo Schenk und seine Verbrechen oder der Frauenmörder und seine Opfer" z. B. ist in deutscher und czechischer Sprache zugleich erschienen, und zwar wurde die erste Auflage gleich in der Höhe von 140.000 Exemplaren ausgegeben.

Wem auch das noch nicht imponirt, den erschreckt es vielleicht doch, wenn er vernimmt, dass der Roman: „Der Sträfling oder unschuldig verurtheilt", dessen blutrünstiges Inhaltsverzeichniss ich oben mitgetheilt habe, dass dieser Roman nach einer prahlerischen Versicherung des Verlegers weit über eine Million Abnehmer fand. Selbst wenn wir annehmen, dass die Hälfte erlogen ist, bleibt noch immer die ungeheuerliche Ziffer von mehr als 500.000 Exemplaren übrig, d. h.: dieser Schundroman wurde in einem Jahre in mehr Exemplaren verbreitet, als die sämmtlichen Werke Scheffel's oder Freytag's in zwanzig Jahren.

In den neuesten Werken dieser Richtung ist auch die sociale Tendenz unverkennbar, die sich nun zur Speculation auf die niedrigsten Triebe der Massen gesellt hat. Die Romane: „Die arme Näherin", „Das schöne Fabrikmädchen", „Der Wüstling oder das Opfer der Unschuld", „Vornehme Verbrecher" u. a. m. bieten den besten Beweis hiefür. Diese Romane spielen sämmtlich in der Gegenwart und im Prospect zu „Vornehme Verbrecher" heisst es: „Mit oft neidischen Blicken betrachtet der gewöhnliche Mann das Leben und Treiben der höheren Kreise, den Luxus und die Verschwendung, während bei ihm der sauer erworbene Lohn die bescheidensten und nothwendigsten Lebensmittel kaum zu decken vermag, und Unmuth über die so ungleich vertheilten Glücksgüter gewinnt die Oberhand" u. s. w. Der Roman selbst führt in die besten Kreise der Gesellschaft,

die er als durch und durch verderbt und entsittlicht darstellt. Von den einzelnen Capiteln sind bemerkenswerth: „Die vergiftete Medicin", „Der Menschenhandel im 19. Jahrhundert", „Der Mord", „Zwei vornehme Gauner" und „Der Czeche auf der Lauer". In diesem Czechen hat Rochus Wendelin — so heisst der „berühmte Verfasser" — einen Vertreter des czechischen Adels gezeichnet, der hinreichen müsste, im heutigen Oesterreich ein Gesetz gegen die Colportageliteratur zu Stande zu bringen.

Mit wahrhaft unheimlicher Berechnung alles dessen, was auf das Volk wirken kann, werden diese Romane inscenirt und Gott wird dabei selbstverständlich ebenfalls nie vergessen. Schon in den Titeln spielt das religiöse Moment häufig eine Rolle. Titel wie: „Der Seeräuber und die schöne Patricierstochter, oder die Bettlerin am Muttergottesbilde", „Der Scharfrichter von Wien oder das Walten der göttlichen Gerechtigkeit", sind gar nichts Ungewöhnliches, und der Prospect der ärgsten Verbrecherromane beginnt häufig mit den Worten: „Gott verlässt die Seinen nie". Dass als Prämien zu „Hugo Schenk" Heiligenbilder bezogen wurden, ist mir ebenfalls bekannt. Auch das Theater übt grossen Einfluss auf diese Literatur. Für jede vielbesprochene Neuigkeit der Bühne wird sofort das Surrogat fürs Volk gebraut. So hat Bizet's volksthümlich gewordene Oper „Carmen" in Deutschland zwei Romane: „Carmen, die Zigeunerkönigin" und „Carmen, die üppige Spanierin" gezeugt. Ibsen's vielbesprochene „Nora" ebenfalls zwei: „Nora, oder das Gespenst der Narbonne" und „Nora, das Zigeunermädchen". Solche Beispiele gäbe es noch viele. Die Umwandlung des Romans: „Vom Bürgerhaus zum Kaiserthron" in „Philippine Welser" z. B. hat sich in Wien zu einer Zeit vollzogen, als das Stadttheater die „Philippine Welser" von Redwitz brachte und die gesammte Wiener Presse darüber schrieb. Den sensationellen Titel ersinnt fast immer der Verleger, erst wenn er diesen hat, bestellt er sich den Roman dazu, dessen erstes Heft dann binnen vierundzwanzig Stunden geschrieben und gedruckt wird. Das Pseudonym des Verfassers wird je nach Bedarf entweder mit dem „Doctor" oder dem adeligen „von" geschmückt, damit es Eindruck macht. Dazu kommt schliesslich die pomphafte Ankündigung, die Illustration und die Gratis-Prämie, die wir kennen. Und der so inscenirte Roman wird dann in den Quartieren der Armuth und Unbildung marktschreierisch feilgeboten, in denen des Reichthums durch jedes offene Küchenfenster geworfen, durch jede Thürspalte ge-

steckt, um das Gesinde damit zu erobern, was ihm auch meistens glückt. Es kann leicht nachgewiesen werden, dass der schmachvolle Wucher mit dieser Literatur gerade in den letzten drei Jahren von den österreichischen Colportageverlegern mit besonderem Glück betrieben wird, dass neue Firmen bei uns entstanden, seitdem die Concurrenz aus Deutschland eine geringere ist als früher. Auch werden nun zwischen reichsdeutschen und österreichischen Colportageverlegern die grossartigsten Transactionen abgeschlossen. Die Romane, die in Deutschland ohne Prämien hingegeben werden müssen und in Folge dessen blos 10 Pfennige kosten dürfen, wenn die Verleger sie im Volke absetzen wollen, diese selben Romane erhalten in Wien neue Titelblätter mit den üblichen Prämien-Anpreisungen und werden dann in Oesterreich um den drei- und vierfachen Preis verkauft. Diese Thatsache veranlasste manchen der Buchhändler, die mir geschrieben, mit Neid und zugleich mit Spott auf die Colportageverhältnisse in Oesterreich einzugehen, und es ward mir klar, wie durch ein Gesetz, das den Colportagebuchhandel im Deutschen Reiche lahmzulegen suchte, derselbe bei uns gekräftigt wurde. Die innige geistige Gemeinschaft, in welcher die zwei Staaten miteinander leben, lässt diese Wirkung als etwas ganz Natürliches erscheinen und sie ist ein Beweis dafür, wie sehr auch die Gesetzgebung beider Staaten eines gemeinsamen Zuges bedarf.

Als im deutschen Reichstag die Debatte über das Colportagegesetz stattfand, da entspann sich ein bitterer Kampf um eine Stelle dieses Gesetzes, welche eine Ausnahme (die Zulassung zur Colportage) für „Schriften und Bilderwerke patriotischen, religiösen und erbaulichen Inhalts" zugestehen wollte. Ich habe mich schon damals höchlich verwundert, dass unter den trefflichen Rednern gegen diesen Absatz kein einziger mit dem Material ausgerüstet war, das nöthig gewesen wäre, ihn in seiner ganzen Lächerlichkeit und Gefährlichkeit zu zeigen. Und das führt uns nun zur Besprechung der dritten Gattung schlechter Volkslectüre, zu der unter dem Schutze religiöser Genossenschaften erscheinenden Literatur. Das Gebiet ist ein unabsehbares und ich würde den mir zugemessenen Raum beiweitem überschreiten müssen, wenn ich auch nur die markantesten Erscheinungen dieser Richtung anführen wollte. Ich greife daher blos eine als typisch heraus: die zuerst von den Jesuiten begründeten katholischen Monatsschriften. Die älteste Zeitschrift dieser Art — sie zählt bereits ihren 22. Jahrgang — erscheint in Innsbruck und heisst: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Monatsschrift des Gebets-

Apostolates. Mit Genehmigung der geistlichen Obern herausgegeben von Josef Malfatti, Priester der Gesellschaft Jesu." Diese Zeitschrift rühmt sich in ihrem 21. Jahrgange wiederholt ihrer 21.000 Abonnenten, sie ist daher durchaus ernst zu nehmen, umsomehr, da sie nicht die einzige ihrer Art ist. Auch weiss ich ganz genau, wie und mit welchen Mitteln für die Verbreitung dieser Zeitschriften gewirkt wird. In vielen katholischen Schulen und Erziehungsanstalten werden die Kinder zum Abonnement aufgefordert, ja genöthigt, und durch die Hand eines solchen Kindes bin ich zuerst vor Jahren in Besitz und zur Kenntniss dieser Literatur gelangt.

„Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" ist mit dem ganzen Raffinement der modernen Journalistik zusammengestellt und geleitet und die vielverlästerte, „verjudete" liberale Presse muss die Waffen strecken vor dieser Macht, die ihr Publicum genau kennt und Himmel und Hölle zu Bundesgenossen hat. „Der Sendbote" berühmt sich seiner directen Verbindung mit den höchsten Mächten und seines massgebenden Einflusses bei Gott und er bringt tausendfältige Beweise hiefür. Den Mittelpunkt jedes Heftes bilden die „Segnungen des göttlichen Herzens". Das sind die Bekanntmachungen all der Wunderthaten, die an Jenen geschehen, die in ihrer tiefsten Noth des „Sendboten" gedenken. Beispiele werden dies besser erläutern als ich es vermag. Eine Zuschrift an den „Sendboten" (17. Jahrgang, 12. Heft, S. 364) aus Preussen lautet: „In meiner Nachbarschaft wohnte eine Witwe mit ihren drei, zu eigener Ernährung unfähigen Kindern. Diese Witwe wurde im letzten Frühjahre krank. Der Arzt erklärte: ihre Krankheit stamme von der Lungenentzündung her. Ein heftiges Fieber trat ein und es entwickelte sich bei der Kranken eine solche Hitze und Schweiss, dass über ihr die Tropfen von der Zimmerdecke herabfielen. Dazu stellte sich ein starkes Blutbrechen ein, welches sich in 2 Stunden vier- bis fünfmal wiederholte. Unten im Hause bemerkte man schon den Leichengeruch und der anwesende Arzt erklärte, es sei keine Hoffnung auf Genesung" u. s. w. Nun erbarmt sich der Einsender dieser Zeilen der Kranken und verspricht, eine ganze Reihe von Messen lesen, eine neuntägige Andacht halten zu lassen, zum Schlusse aber gelobt er „die Veröffentlichung im Sendboten". Und siehe, „darauf trat bei der Kranken eine Wendung zur Besserung ein, und sie war gerettet!" Das ist der Refrain in hunderten von Geschichten, die jedes einzelne Heft bringt. — In L. (?) liegt der Pfarrer im Sterben, aber ein frommes Mädchen gelobt die Veröffentlichung im „Sendboten"

wenn er gerettet würde, und er wird gesund. In einem steierischen Dorfe bricht Feuer aus, alles ist in höchster Gefahr, schon stehen vier grosse Wirthschaften in Flammen, doch was thun die Bauern? Anstatt zu löschen, wälzen sich Einige auf der Erde und schreien voll Verzweiflung: „Jesus, Maria!" Einige fromme Seelen aber, „fleissige Leser des „Sendboten", thaten sich zusammen und gelobten eine Novenne zu Ehren des hochheiligen Herzens Jesu, Mariä und zum heiligen Josef, und im Falle der Bewahrung vor so entsetzlichem Unglücke, Veröffentlichung im „Sendboten". Und siehe, plötzlich wendete sich der Luftzug günstig!" Ein junger Mann, der sittlich verkommen ist, wird dem Gebete der Sendboten-Abonnenten empfohlen und das genügt, ihn zu einem braven Menschen zu machen. Ein Kranker in Hannover wird von den Aerzten aufgegeben, doch das „Wasser aus dem Gnadenbrunnen unserer lieben Frau von Lourdes", das er zuletzt zu trinken erhält, und das Gelöbniss, alles im „Sendboten" zu verlautbaren, rettet ihn. Ein Mann, dessen Bruder sich dem Trunke ergibt, ruft die Hilfe und den Einfluss des „Sendboten" an, und sein Bruder wird ein nüchterner Mann. Aber das sind alles Kindereien im Vergleich zu folgender Geschichte aus der Schweiz: „Am 1. dieses Monats hatten wir hier eine grosse Ueberschwemmung; der Dorfbach schwoll zu einem Strome an und drohte schon in die Häuser zu dringen. In dieser grössten Noth nun nahm ich meine Zuflucht zum heiligsten Herzen Jesu, legte ein Bildniss desselben an die Thürschwelle des Hauses, mit dem Versprechen, es im „Sendboten" zu veröffentlichen, wenn das Wasser nicht weiter dringe. Und Preis und Dank sei dem göttlichen Herzen, das Wasser nahm zusehends ab, trotzdem es immer fortregnete."

Ich habe mich in der Besprechung dieser unglaublichen Dinge bisher grundsätzlich aller starken Worte enthalten, denn keine Bemerkung von mir könnte die Sprache solcher Thatsachen reden. Nun aber dürfte es mir doch schwer fallen, ohne Randglossen fortzufahren. Man höre: Aus Bayern schreibt ein Gläubiger, dass er sich in sehr grosser Geldverlegenheit befunden habe. Eine neuntägige Andacht aber und das Versprechen, es im „Sendboten zu verlautbaren, hätten ihm unerwartet rasch geholfen. Und nun fährt der angebliche Einsender wörtlich fort: „Wir haben das Veröffentlichen im „Sendboten" versprochen, aber leider versäumt, bis mich kürzlich wieder der liebe Gott durch einen Armbruch ermahnt hat; ich will es jetzt sogleich

thun; möge das göttliche Herz Jesu mir auch diesesmal wieder bald helfen." Was soll man dazu sagen? Ist das noch der Gott der Christenheit, der in den Gemüthern der Wahnsinnigen lebt, die solches glauben und solches drucken? Wer im „Sendboten" die Veröffentlichung gelobt, dem wird aus einer Geldverlegenheit geholfen, und wer dieses Gelöbniss bricht, dem bricht Gott den Arm, um ihn zu ermahnen, die Annoncen im „Sendboten" künftig nicht zu vergessen! Doch gehen wir weiter. Eine Zuschrift aus der Schweiz lautet folgendermassen: „Im Laufe dieses Frühlings kam mir der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" ganz unerwartet in die Hände und ich habe ihn seitdem alle Monate gelesen und ganz besonders auf die Gebetserhörungen geachtet! In letzter Zeit kam ich selbst in den Fall, mich in einer Cassaangelegenheit einer mir anvertrauten Cassa mit grösserem wichtigen Verkehr, an das Herz Jesu zu wenden, damit ich vor Schaden bewahrt werde, und war ich später bei der Abgabe der Gelder ganz erstaunt und ich bin es jetzt noch, dass alles bis auf einen ganz kleinen Betrag in Ordnung war, währenddem ich fast sicher ein ziemlich grosses Manco vermuthete! — Ich kann nicht anders als vermuthen, dass mir mein Vertrauen zum Herzen Jesu geholfen hat, und ich kann dafür nicht genug danken! — Ich will dieses im „Sendboten" veröffentlichen lassen, um Andere, wenn sie in Noth kommen, zu ermuntern!" — Hört es, all ihr Bank- und Cassenbeamte und auch ihr Defraudanten, merkt es wohl — wenn Eure Cassen nicht stimmen, so betet nur und sagt es dem „Sendboten" in Innsbruck, er hilft Euch Allen!

Solche Wundergeschichten veröffentlicht diese Zeitschrift viele Tausende jährlich, jene nicht zu vergessen, die zum Schauplatz die Erziehungsanstalten haben, in denen das Abonnement des „Sendboten" den Kindern aufgenöthigt wird. Was sind gegen ein solches Verfahren die Reclamen der „Judenblätter" für jene Wirthe, bei denen ihr Redacteur einmal gut aufgehoben war? Was ist selbst der berüchtigte Ablasskrämer Tetzel gegenüber solchen Geschäftsmännern?

Am Schlusse jedes Monatsheftes werden die eingelaufenen zahllosen Danksagungen und jene Bitten um Veröffentlichung, die nicht mehr wörtlich untergebracht wurden, gewöhnlich summarisch abgethan. Da heisst es: Eingelaufen sind solche aus Amerika, Australien, Bayern, Baden, Böhmen u. s. w. Spaltenlang wird das ganze Alphabet abgeleiert und der ganze Erdkreis in Verbindung mit dem „Sendboten" gebracht. Und es gibt

kein Uebel, von dem die Menschen durch Gelobung der Veröffentlichung in diesem Blatte nicht schon befreit worden wären. Die Danksagungen lauten für glücklich bestandene Prüfungen und fleischliche Anfechtungen, für Erbschaftsregulirungen, Befreiung von Seelenleiden, für glückselige Sterbestunden (merkwürdig!), für die Genesung von den Aerzten aufgegebener Personen, als: Väter, Mütter, Kinder, Priester und Anderer, die von allen erdenklichen Leiden geheilt wurden. Die Befreiung vom Militärdienste durch den „Sendboten" spielt in diesen Danksagungen ebenfalls eine grosse Rolle. Für glückliche Eheschliessungen, glückliche Entbindungen und guten Nachwuchs in Ordenshäusern wird ebenfalls gedankt. Entwendete und verloren gegangene Gegenstände erscheinen wieder, „gefährliche Bekanntschaften" lösen sich, gemischte Ehen werden verhütet, und sogar „Maskenzüge", die zur Verhöhnung der Religion und der Priester hätten stattfinden sollen, werden verhindert durch das allmächtige Gelöbniss, es im „Sendboten" zu veröffentlichen.

Diese Zeitschrift, deren 17. Jahrgang ich hier citirt habe, ist heuer in ihren 22. getreten und ihre Abonnentenzahl wächst von Jahr zu Jahr, denn der Redacteur liest für das Seelenheil Jener, die dem „Sendboten" Abnehmer verschaffen, Gratismessen! Und das zieht so gut wie die berüchtigten Gratisprämien. Die neuesten Jahrgänge dieses Blattes sehen genau so aus wie die früheren. Im Juniheft 1885 schliesst eine Wundergeschichte mit den Worten: „Dieses haben wir auch noch erfahren beim Erkranken mehrerer Kinder, welche Nervenfieber, Diphtheritis und noch eine andere bösartige Krankheit bekommen hatten. Wir versprachen Veröffentlichung im „Sendboten", und in einigen Tagen waren Alle wieder gesund." Eine andere schliesst also: „Um meine Dankbarkeit (für eine wunderbare Heilung) einigermassen zu zeigen, habe ich zu Neujahr trotz meiner dürftigen Lage auf den „Sendboten" abonnirt, und ich werde es keinen Tag mehr unterlassen, mich und die Meinen dem liebevollsten Herzen Jesu zu empfehlen."

Diese freche und schamlose Verquickung der heiligsten Dinge mit einem Zeitungsunternehmen, dieses Gewebe von Lug und Trug im Dienste der Religion ist ein wahrer Schandfleck der katholischen Kirche, die solches sanctionirt, und des Staates, der solches ungestraft an seinen Völkern geschehen lässt. Dieser „Sendbote vom heiligen Herzen Jesu" ist der Vater einer ganzen Anzahl von Zeitungsunternehmungen, die dem gleichen Wundersport huldigen.

Jeder Heilige wird bald seinen eigenen journalistischen Sendboten auf Erden haben, so wie die Regierungen, die politischen Parteiführer und die Bankdirectoren ihre Sendboten unter der Tagespresse besitzen. Vor mir liegt z. B. ein in Wien verlegter „Sendbote des hl. Josef", und derselbe weist bereits einen grossen Fortschritt auf gegenüber dem Innsbrucker Jesuitenblatte; während dieses ausdrücklich betont, dass es sich Bearbeitung der Einsendungen vorbehält, aber für die Veröffentlichung der „Gebetserhörungen" nichts zu bezahlen ist, fordert der „Sendbote des heiligen Josef" seine Einsender ebenso ausdrücklick auf, den Redacteur für die mühevolle Arbeit der Zusammenstellung zu entschädigen. Er preist seinen Heiligen aber auch in der verlockendsten Weise an und ruft der Welt zu: „Gehet zu Josef! Er ist der himmlische Schatzmeister und kann Jedem helfen!" (Januarheft 1885, S. 22.) Eine solche Aufforderung verhallt natürlich nicht ungehört, und die Beträge, die in dieser einzigen Nummer im Briefkasten quittirt werden, belaufen sich auf nahezu 100 fl. In späteren Nummern finden wir auch zahlreiche Beträge verzeichnet, die eingesendet wurden, damit die Spender dem Gebet der Abonnenten des „Sendboten" empfohlen werden. Das geschieht natürlich, und wenn der Arzt einem solchen Esel wieder auf die Beine geholfen hat, beeilt dieser sich, seinem dem Sendboten ertheilten Vorschuss einen noch grösseren Betrag folgen zu lassen.

In solchen Blättern findet man jährlich tausend und abertausend Messgelöbnisse angekündigt und es wäre nicht uninteressant, zu berechnen, mit welchem Erfolge diese Journalistik die Geschäfte der Kirche vertritt.*) Dass sie die geistigen Interessen derselben tief schädigt, ist ganz fraglos. Und ganz so schädlich wie diese „mit Genehmigung der geistlichen Obern" herausgegebene Presse wirken auch Bücher und andere Werke, die für das katholische Volk berechnet sind, und die die weiteste Verbreitung finden. Wir wollen nur noch einer einzigen Erscheinung unsere Aufmerksamkeit schenken, und zwar „den Jahrbüchern des Werkes der Kindheit Jesu in Oesterreich-Ungarn". Das Werk hat den Zweck, die Kinder für Sammlungen zu Gunsten der Heidenkinder zu begeistern. Wie sehr dieser Sport blüht, sagt die Summe von 68.593 fl., die im Jahre 1883 in Oesterreich

*) Wie es in den „Judenblättern" im Briefkasten oft heisst: „Ihre Lose sind noch nicht gezogen worden", so begegnen wir im Briefkasten des „Sendboten vom heiligen Josef" häufig der Wendung: „Die heiligen Messen sind bestens besorgt."

für diesen Zweck einging. In den einzelnen Heften dieser Jahrbücher, die von den Katecheten in den Schulen verbreitet und von Kindern gelesen werden, finden wir die drolligsten Geschichten. Da wird von einem „standhaften Negermädchen" von 15 Jahren erzählt, wie es seinen Ziehvater abfertigt — „der es nicht als Tochter behandeln will". Und von einer Fabriksarbeitersgattin aus Innsbruck, dass sie drei blinde Kinder geboren habe, seitdem sie aber 30 kr. monatlich für die Heidenkinder hingebe, gebäre sie sehende Kinder, Eine andere Frau, die schon fünf taubstumme Kinder hat, erhält aus demselben Grunde ein sechstes, das hört und spricht. Zwei heldenhafte Buben sparen sich täglich einen Wecken ab für die Heidenkinder, ein Schulmädchen! das immer schlechte Classen erhielt, gibt einen Gulden für die Heidenkinder und erhält bei der nächsten Prüfung: „Erste Classe mit Vorzug". (!) Eine arme Gärtnerin, die selbst nichts geben kann, opfert ein Ohrringlein, das sie gefunden, anstatt es der Verlustträgerin zurückzustellen, für die Heidenkinder; Personen, welche Legate für das Werk gemacht haben, werden mit Namen genannt und dem Gebete der Kinderwelt empfohlen. Weiter folgen Anweisungen, wie sie sich zu verhalten haben, „wenn sie spöttische, verächtliche Reden gegen die heilige Religion hören". Man sollte glauben, die Kinder würden angewiesen, den Ort zu verlassen oder sich die Ohren zuzuhalten. Doch nein, sie werden aufgefordert, die also Redenden zu rügen, zu belehren, und man schärft ihnen überdies ein, dass sie verpflichtet seien, die gehörten Worte am rechtmässigen Orte anzuzeigen! Schmach über solche Verderbtheit, die uns in unseren eigenen Kindern Spione und Denuncianten erziehen will im Dienste der Religion! Wörtlich heisst es in einem dieser Büchlein dann weiter: Würden solche Reden in der Schule von Seite eines Lehrers fallen, so sind jene Kinder, die sie hören, schuldig, es dem Herrn Katecheten zu sagen. Das verlangt Gott!" Wenn es sich aber nun an der Hand der christlichen Glaubenslehre nachweisen lässt, dass Gott das von Kindern nicht verlangt? Dann verlangen wir die Stäupung dieser schamlosen Lügner, dieser Verderber unserer Jugend!

Dass die Buchliteratur dieser erbaulichen Richtung nicht um ein Jota besser geartet ist, davon habe ich mich ebenfalls überzeugt. Ich habe Unfläthiges und Schweinisches in solchen Büchern gefunden, wie es Zola nicht niederzuschreiben wagt und unser Herr Unterrichtsminister könnte im Besitze mancher Schulbibliothek gar artige Sächelchen

dieser Art finden. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Buch, das ich eigens einer Schulbibliothek für meine Zwecke entliehen habe. Der Titel desselben lautet: Agnes, der Engel vom Paltenthal. Eine historische Erzählung aus der steirischen Reformationszeit. Nach Quellen bearbeitet von Hans Wiesing. Eine Preisschrift. Mit Genehmigung des hochwst. fürstb. Ordinariates Brixen. Herausgegeben von der Marianischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei 1865." Ich empfehle dem Herrn Unterrichtsminister dringend die Lectüre dieses weitverbreiteten Volksbuches und mache ihn besonders aufmerksam auf die Seiten 14, 15, 40, 79, 124, 126, 127, 131—134. Da diese meine Schrift nicht auf Leser aus jenen Kreisen speculirt, die mit Vorliebe pornographische Schriften zu ihrer Lectüre wählen, kann ich hier nicht näher eingehen auf jenes Buch. Nur die züchtigste der angeführten Stellen (S. 14) sei mitgetheilt: „Ha, die lieben Schwestern (Nonnen) waren des Alleinseins satt; sie suchten sich andere Zellen, wo man zu Zweien wohnt." — „Ich habe nur einmal ein zartes Nönnlein eingefangen, ein gar hübsches Kind. Sie hat sich aufs Minnen besser verstanden, als auf Chorgeplärr und Rosenkranz." Wenn ein Buch, das Solches enthält, von der katholischen Kirche preisgekrönt wird, muss man das loben, und wenn es mit Genehmigung eines fürstbischöflichen Ordinariates gedruckt und von einer Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften herausgegeben wird, muss man sich in Ehrfurcht beugen vor so viel Selbsterkenntniss. Einwenden aber kann man, dass hier wahr mit gut verwechselt wurde, denn mit geschichtlichen Wahrheiten, die in unflätigen Worten vorgetragen werden, schreibt man noch lange kein gutes Buch für das Volk — und für die Schulbibliotheken. —

Man kann, wenn man diese Blüthen der erbaulichen Literatur kennt, nicht ohne Schrecken daran denken, dass in einem Staate wie Deutschland ernsthaft über eine Gesetzvorlage gesprochen wurde, die das Verbot der gesammten Colportageliteratur forderte — mit Ausnahme der patriotischen, der religiösen und erbaulichen Schriften, denn unter diesen Ausnahmen hätte sich diese ganze Schandliteratur befunden, die ich hiermit gekennzeichnet habe. —

Wer mit mir nun zurückblickt auf die trostlose Geisteswüste, die ich durchwandern musste, um meine Behauptung zu erhärten, dass von den fünfzig Millionen Deutschen in Oesterreich und Deutschland der weitaus grössere Theil schlechte

Schriften liest, dem wird vielleicht der Muth entsinken und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft; aber Eines wird ihm bleiben: ein milder Massstab zur Beurtheilung all der traurigen Erscheinungen unseres Volkslebens. Er wird sich über nichts mehr wundern dürfen, denn er wird alles begreifen. Von allen Seiten dringt Rohheit, Schmutz und Unvernunft auf das Volk ein, die Sudelpresse erhitzt sein Gemüth mit den Schandthaten des ganzen Erdkreises, die Colportageromane, die ihm schmeicheln, schildern alle anderen Kreise als verlottert und faul und geben ihm ein fratzenhaftes Bild von der Welt, und die religiösen Schriften erfüllen sein Hirn mit dem blödsinnigsten Aberglauben. Und all diese Attentate auf seinen gesunden Sinn, seine Gutmüthigkeit und Vernunft muss das Volk überdies theuer bezahlen, denn Alle, die sich an dasselbe herandrängen, beuten es aus. Und der Staat schützt es in keiner Weise davor. Er bietet die Polizei auf und erlässt Verbote, wenn ein Mitglied des Burgtheaters öffentlich eine allen Gebildeten längst bekannte Novelle vorlesen will, in der ein Pfaffe nicht gar glimpflich behandelt wird; er übt erbarmungslose Censur an jenen Bühnenwerken, die überhaupt nur die oberen Zehntausend verstehen; kurz, er bevormundet und schützt ein blasirtes Publicum, das nichts glaubt und das überhaupt durch gar nichts zu irritiren ist, das bei den gewagtesten und unheiligsten Dingen höchstens einen angenehmen Kitzel empfindet, vor jedem scharfen geistigen Luftzuge; das Volk aber, die Millionen, die alles glauben, was sie gedruckt sehen, die gibt er schutzlos den niederträchtigsten Einflüssen eines schlechten Schriftthums preis, eines Schriftthums, das überdies mit der Nebenabsicht der Volksbewucherung colportirt wird.

Doch weil der Staat seine Pflicht verkennt, und Freiheit in schrankenloser Fülle dort gewährt, wo sie gar nicht empfunden oder missbraucht wird, und dort verweigert, wo man ihre blosse Verkürzung schon wie eine Beleidigung und Rechtsverletzung empfindet, weil der Staat dies thut, darum wollen wir nicht an der Zukunft verzweifeln und auch nicht nach seiner Polizei rufen für Jene, die die Pressfreiheit dazu missbrauchen, das Volk geistig zu vergiften. Wir wollen uns daran erinnern, dass wir eine Pflicht gegen uns selbst erfüllen, wenn wir die erkannten, verderblichen Erscheinungen im Volksbildungswesen bekämpfen, und wir wollen nicht vergessen, dass die Klugheit es gebietet, diesen Kampf ohne die Unterstützung der Polizei aufzunehmen. Mächtig vor

Allem muss unser Ruf ertönen nach billigen Büchern! Kein Volk der Erde erzeugt mehr Bücher als das deutsche, und doch sind dieselben gerade bei uns theurer als irgendwo. Daran krankt nicht nur der deutsche Buchhandel, daran krankt unser ganzes Volk. Dadurch wird die literarische Verwahrlosung in Kreise der Gesellschaft getragen, die derselben schon durch ihre Stellung entrückt sein sollten, und es durch ihre Vorbildung auch waren. Der kleine Beamte z. B., der die Matura gemacht hat und seine Familie dann mit 600 oder 800 fl. erhalten muss, der Officier in kleinen Garnisonen, der einfache Landarzt, sie können sich keine deutschen Bücher kaufen, kaum in einer Bibliothek abonniren, und sie verfallen mit ihrem Lesebedürfniss fast immer der billigen Sudelpresse, den illustrirten Romanbibliotheken, dem Colportageromane. Wahrhaft segensreich für diese Kreise und alle nach Bildung Ringenden im deutschen Volke hat die Gründung der Universal-Bibliothek durch Reclam in Leipzig gewirkt. Doch dieses leuchtende Beispiel fand nur wenige und meist ungeschickte Nachahmer, und Reclam selbst hat es nicht verstanden, seine geniale Idee in jenem Umfange auszunützen, wie dies möglich gewesen wäre. Er hat seine Bibliothek der Colportage entzogen und sie dadurch empfindlich geschädigt, denn wahrhaft volksthümlich hätte sie nur durch den Colporteur werden können. Und dieser Mann, der Colporteur, ist die einzige Macht, an die wir uns wenden wollen, die wir uns unterthan machen müssen. Er allein weiss den Weg zum Volke, und wir müssen mit allen Mitteln darnach streben, ihn, der jetzt dem Schlechten so grosse Dienste leistet, für die gute Sache zu gewinnen. Wir können nicht darauf warten, bis in der deutschen Buchhändlerschaft die Erkenntniss zum Durchbruch gelangt sein wird, dass durch wahrhaft billige Bücher, und zwar neue, moderne billige Bücher, für die bessere Literatur ein Leserkreis gewonnen werden könnte, der nach Millionen zählt. Sicher ist, dass diese Erkenntniss sich einst Bahn brechen wird, und dass ein paar deutsche Buchhändler sich Millionen auf diesem Wege verdienen werden, den noch Niemand zu betreten den Muth gehabt hat.

Gehen wir voran, wir, die Gesellschaft! Verlangen wir vom Staate nichts als die Abschaffung des Prämienwuchers, und dann lasst uns sehen, ob der Kampf zwischen dem guten und dem bösen Princip lange währen wird. Sobald die Bahn frei ist von dem lichtscheuen Volk, das sie heute für uns unbetretbar macht, wollen wir uns zusammen-

thun zu einer mächtigen Genossenschaft, gleich der englischen Bibelgesellschaft, und eine Wirksamkeit beginnen, die eine wahrhaft erhebende und sittliche sein wird. Wir wollen dann einen „Volksliteratur-Verein" schaffen, dem die besten Männer Oesterreichs und Deutschlands angehören sollen, für den die ganze deutsche Frauenwelt gewonnen werden muss. Und betteln wollen wir gehen zu den Reichen um das nöthige Geld für einen solchen Verein, der einzig sein würde in seiner Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes.

Dieses Volk will lesen, es liest mit Heisshunger, aber nicht die volksthümlich verdünnten wissenschaftlichen Schriften will es, die ihm zahlreiche Vereine bieten, dafür ist es noch nicht reif. Geschichten vor Allem will das Volk lesen. Fragt doch unsere Volksblätter, wovon sie leben? Nicht vom politischen Tratsch, nicht vom schöngeistigen Feuilleton, nicht von den Mordgeschichten, sie leben von ihren Romanbeigaben. Drei Romane zu gleicher Zeit sieht man in diesen Blättern nebeneinander laufen, und wenn das Erscheinen eines derselben durch besonderen Stoffandrang einmal für drei Tage unterbrochen wird, entsteht eine Revolution unter den Lesern und Abonnenten, es regnet vorwurfsvolle Briefe in den Redactionen. Der Werth dieser Romane kommt hier gar nicht in Betracht, es ist ja bekannt, dass dieselben selten um vieles höher stehen als die Colportageromane, auch soll es hier unerörtert bleiben, ob diese Zeitungen nicht wohlthätig wirken könnten, wenn sie etwas wählerischer sein würden in ihren Romanen. Von dieser Seite kann die Lösung der Frage nicht versucht werden, denn diese Zeitungen sind Geschäfts-, sind Concurrenzunternehmungen, und so lange eine die andere zu überbieten sucht im Herabstimmen des Tones für eine tiefere Bildungsstufe, so lange ist von dieser Seite nichts zu erwarten. Das Einzige, das man ihnen etwa vorschlagen könnte, wäre, sie möchten von ihren drei Romanen wenigstens einen auf einer Höhe erhalten, die menschenwürdig ist. Doch würde ein so „idealistischer" Vorschlag höchst wahrscheinlich nur mit einem ironischen Lächeln beantwortet werden. Also fort damit, gehen wir unsere Wege ohne diese Presse.

Für den Volksliteratur-Verein, wie ich ihn mir denke, müsste vor Allem ein tüchtiger Colportageverleger gewonnen werden. Man dürfte selbstverständlich nicht das geringste Opfer von ihm fordern, im Gegentheil, man müsste seinen Egoismus für die Idee des Vereines zu interessiren suchen

und für die Kosten der ersten Unternehmung selbst aufkommen. Nur so könnte die Sache überhaupt in Fluss gebracht werden. Der Colporteur, der die guten Schriften vernachlässigt, weil er von den schlechten höhere Procente bezieht, wäre auf ganz dieselbe Weise zu gewinnen, wie der Colportageverleger. Wir müssten dem Colporteur die höchsten Procente gewähren, die er je erhielt, und mit dem, was wir veröffentlichen würden, müssten wir alles, was an billiger schlechter Literatur verbreitet wird, zu unterbieten suchen. Dazu gehört Geld, aber nicht gar so viel, als Mancher vielleicht denken mag. Die volksthümlichen Schriften, die wir vorerst brauchen, sind vorhanden, und da unser Unternehmen vollkommen im Gewande der heutigen Colportageliteratur ins Leben treten müsste, würden für die Fortsetzung derselben leicht die besten Volksschriftsteller gewonnen werden können, ohne dass dies ihrer literarischen Stellung Eintrag thun oder ihre Beziehungen zu den vornehmen Verlegern zu stören brauchte. Wie ich mir das denke, werde ich sogleich entwickeln.

Der Volksliteratur-Verein hätte sich vorerst derjenigen älteren Schriften zu bemächtigen, die für seine Zwecke geeignet wären. Er könnte z. B. mit „Michael Kohlhaas" beginnen, einem der gewaltigsten und tiefsten Volksbücher, die wir besitzen. Und jetzt werden alle ästhetisirenden Bildungsphilister sogleich die Hände zusammenschlagen und mich einen Barbaren, vielleicht sogar einen Narren nennen, Mögen sie dies thun, ich fahre dennoch fort: Dieser „Michael Kohlhaas" müsste — da wir uns nun einmal entschliessen müssen, alle Formen der Colportageliteratur anzunehmen und nur dem I n h a l t e nach Anderes zu bieten — diese Kleist'sche Erzählung also müsste betitelt werden: „Michael Kohlhaas oder der Mordbrenner aus verletztem Rechtsgefühl". Weiters würde man, nach Vornahme geringfügiger Textänderungen, so viele Capitelüberschriften als möglich in das Buch einschieben müssen, in dem der Strom der Rede bekanntlich in einem Zuge, ohne die geringste Unterbrechung fortläuft. Und in dieser Gestalt, auf Löschpapier gedruckt, das Titelblatt mit einer passenden Illustration geschmückt, vielleicht auch mit einigen Bildern im Text, müsste dieses classische Buch, gleich dem „Sträfling" in einer Million von Exemplaren um einen Spottpreis im ganzen deutschen Volke auf dem Wege der Colportage verbreitet werden. Wer den Muth hätte, mir zu sagen, dass dies Verfahren eine Entwürdigung des Dichters sei, dem würde ich ruhig entgegnen,

dass dies nicht nur keine Entwürdigung des Dichters, sondern eine der grössten buchhändlerischen Thaten wäre, die jemals vollführt worden sind. Den Dichter entwürdigen heisst, ihn in Goldschnitt gebunden in unserem Bücherschrank verstauben lassen, und ihn ehren heisst, den geistigen Inhalt seiner Werke als edlen Samen ins Volk streuen. Die Form, in der das geschieht, ist ganz gleichgiltig, wichtig ist nur, dass sie so gewählt werde, wie es der Zweck erheischt, wie sie der Verbreitung des guten Inhalts förderlich sein kann. Und diese Form ist einzig und allein die des Colportageromans.

Dieser Ausgabe des Michael Kohlhaas könnte man den „Liechtenstein" von Hauff, einige Romane von Walter Scott, Boz und Wilibald Alexis folgen lassen. Hierauf kämen Spindler, Zschokke (historische Romane), Hackländer („Europäisches Sklavenleben") und Andere in Betracht. Vielleicht etwas schwieriger als mit den Werken dieser todten Autoren würde es sich mit den Büchern der Lebenden gestalten, doch kann man der Sache ruhig ins Auge sehen, sie ist zu überwinden. Von diesen wären in erster Reihe zu nennen: Scheffel, Freytag, Auerbach, Anzengruber, Rosegger. Von den Verlegern dieser Schriftsteller dürften wir ebenfalls nicht die geringsten Opfer verlangen, dafür sind deutsche Verleger nicht zugänglich. Wir müssten sie entweder bestimmen, unser Verfahren nachzuahmen, oder uns um billiges Geld jene Schriften zu überlassen, die wir von ihnen fordern würden. Romane wie „Ekkehard" und „Soll und Haben" wären für unsere Zwecke unschätzbar, denn trotz ihrer 50 Auflagen sind sie noch lange nicht dorthin gedrungen, wo der Colporteur sie hintragen würde. Auch fehlt es dem Volke in empfindlicher Weise an nationalen Büchern. Von diesem Gesichtspunkte wäre die ganze Reihe der Ahnen Freytag's ein hoher Gewinn für uns. Selbstverständlich würde unsere löschpapierene Ausgabe dieser Werke das Geschäft der Verleger nicht im geringsten stören. Die Leute, die diese Romane um so und so viele Mark erwerben, die greifen nicht nach der Pfennigausgabe, und die, die unsere Ausgabe verschlingen würden, die kaufen jene Romane auch um eine Mark nicht. Das Volk lässt sich 20 fl. für einen Colportageroman in Lieferungen abpressen, aber es gibt keine einzige Mark aus für ein Buch. Das weiss Jeder, der sich um diese Verhältnisse jemals gekümmert hat.

Man wird sich vielleicht wundern, dass ich bisher von der Einwilligung der Autoren kein Wort sagte, sondern blos von der der Verleger sprach. Ich halte diese Einwilligung für selbstverständlich. Es gibt keinen deutschen Dichter ohne

den brennenden Ehrgeiz, für Millionen schreiben zu wollen, ohne den Idealismus, wahrhaft sittlich zu wirken, ohne den Glauben, dass die höchste aller Erdenkronen die sei — ein Volksdichter im wahren Sinne zu sein. Und darum glaube ich ruhig sagen zu dürfen: an dem Widerstande der deutschen Dichter wird der Volksliteratur-Verein nicht scheitern. Aber wir müssen gerade die vornehmsten Namen haben, um unsere Sache nicht zu discreditiren, und es muss eine Ehre für jeden Schriftsteller sein, wenn wir eines seiner Werke für unsere Zwecke verlangen. Scheffel wird gewiss lächelnd einem löschpapierenen „Ekkehard oder Mönch und Herzogin" seinen Segen geben und mit eigener Hand die nöthigen Striche darin vornehmen, und nicht minder freundlich dürfte Gustav Freytag eine gleiche Ausgabe von „Soll und Haben oder Kaufmann, Wucherer und Edelmann" behandeln. Mit den Erben Auerbach's wäre sicherlich ebenfalls eine Einigung zu erzielen, und Anzengruber und Rosegger wurzeln so tief im Volke, dass es eine Beleidigung für sie wäre, auch nur einen Augenblick daran zu denken, gerade sie könnten sich der hohen sittlichen Bedeutung eines solchen Unternehmens verschliessen.

Ein viel missbrauchtes geflügeltes Wort lautet: Für das Volk sei das Beste gerade gut genug. Die ganze Wahrheit dieser Worte empfindet man erst, wenn man gezwungen ist, Umschau zu halten im modernen deutschen Schriftthum, um nach Büchern zu suchen, die sich für einen so grossen Zweck eignen würden, wie wir ihn im Auge haben. Da sehen wir, dass nur die bedeutendsten Schriftsteller über wahrhaft volksthümliche Töne gebieten und dass wir nur sie zuerst in den Dienst unserer guten Sache stellen dürfen. Auch erkennen wir zu unserem Erstaunen, dass überhaupt nichts Dauer hat in der deutschen Literatur, was nicht eine Saite der Volksseele zu treffen weiss. Es erscheint daher wie die frevelhafte Verletzung eines Naturgesetzes, gerade dem Volke nur den Abhub unseres Schriftthums darzubieten. Und aus dieser Erkenntniss leite ich die Berechtigung, die Nothwendigkeit dessen ab, was wir thun sollen, thun müssen, und aus ihr schöpfe ich mein Schlusswort: Die besten Bücher für das Volk!

Druck von Carl Fromme in Wien.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.